

GENESIS

Die Leitplanken der Evolution sprühten Funken. Einst unsichtbar von der Natur in allen Wesen angelegt, um das Leben in geordneten Bahnen zu lenken, wurden sie nun aufs Äußerste strapaziert.

Im Mikrokosmos des Reaktionsraums verglühten die Bausteine des Lebens in einem Strahl aus unbarmherziger Energie. Er zerfetzte Verbindungen, die von einer inhärenten Logik über Jahrmillionen zusammengefügt wurden. Bruchstücke wirbelten herum wie Granatsplitter in einem Gefecht; Zellen implodierten, wurden mit anderen Fragmenten verschmolzen, trieben davon im Strom der Elemente, rissen andere mit. Aminosäuren gingen in superkritischen Zustand über und Enzyme spalteten heiß und hungrig die DNA. Das Erbgut brodelte wie ein Suppentopf auf der Schnellkochplatte. Gleich müsste sie unweigerlich anbrennen und ungenießbar werden.

Doch es schlich sich ein Muster ins wütende Chaos, eine Resonanzfrequenz schwoll an, ein glockenheller Klang im rauen Mutationsgetöse. Wie Wurzeln, die Erdreich durchwühlen, pflanzte sich die Reaktion fort – nur tausendfach schneller. Sie erschuf eine Struktur. Sie war fest wie Kristall und biegsam wie Pappelzweige. Eine hybride Genesis erwuchs aus den Resten zerstörten Lebens. Der Keim wucherte, entfaltete sich und nährte sich an der Kraft, die ihn erschaffen hatte – längst immun gegen ihre eben noch zerstörerische Wirkung. Millisekunden wurden zu Jahrtausenden. Das Wachstum explodierte, verschlang und verwandelte gierig alles Gewebe um sich herum. Dann wurde die Materie zu purer Energie. Sie bahnte sich den Weg in die Freiheit.



ENERGIE

Es stank nach Iltis. Oder nach Yak. So genau konnte man es nicht sagen. Es war ein beißender Gestank, wie eine Mischung aus Urinstein und Rattenkot, aus Erbrochenem und faulem Fleisch. Nichts von dem war im zittrigen Licht der Neonröhre zu erkennen, welche die Unterführung spärlich erhellte. Aber es war gewiss da, in den vielen Ritzen und Ecken, die im Schutz der Dunkelheit blieben. Dort lag sicher auch der eine oder andere Kadaver und rottete seit Wochen vor sich hin. Kaum einer wollte diesen verseuchten Gang unter den alten Gleisanlagen freiwillig benutzen, aber es war der einzige halbwegs kurze Weg zur anderen Seite des Bahnhofs.

Jacky hatte an diesem Morgen ebenfalls keine Zeit für zweieinhalb Kilometer Umweg. Höchstens für ein paar letzte saubere Atemzüge. Sie stand vor der Treppe zur Unterführung und atmete mehrmals tief ein und aus, bevor sie die Luft anhielt. Dann trat sie den Weg nach unten an. Er kam ihr jedes Mal vor, als täte sich vor ihr der Schlund eines Monsters auf. Und es war ein Monster mit wüstem Mundgeruch.

Sie tauchte hinab in die feuchte Röhre aus Beton und ging, so schnell es ihr möglich war, die 87 Schritte bis zum hinteren Ende. Sie zählte immer mit. Mal waren es 84, mal 92 Schritte, aber im Durchschnitt 87. Sie zählte sie, um sich von der Luftnot abzulenken. Es wirkte. Doch gegen Ende spürte sie trotzdem, wie ihre Lunge brannte. Sie hastete die Treppen hinauf und streckte gierig den Kopf in den Wind – er trieb den üblen Geruch fort. Am schwarzgrauen Himmel bekamen die Wolkenfetzen einen ersten Hauch von Kontur.

Jacky nahm sich eine Minute, um Luft zu holen. Vor ihr schwang sich die marode Stahlbrücke in 20 Metern Höhe

über zwei Dutzend Gleise. Es war nur noch die Hälfte in Betrieb. Jenseits der Brücke wartete der Güterbahnhof. Und der größte Supermarkt der Stadt – der mit den besten Sonderangeboten. Jacky wäre rechtzeitig dort, wenn er um 7:00 Uhr öffnete. Und wenn sie sich beeilte, wäre sie zurück, bevor Jens aufwachte. Das war das Wichtigste, denn ohne sein Morgenbier wäre er wahnsinnig mies drauf. Jacky rieb sich die knochige Schulter und erinnerte sich an gestern Abend, als das Bier ausgegangen war. Er bekam schnell schlechte Laune.

Sie hatte die Brücke fast überquert. Am Containerterminal ragten die Frachtcontainer vier Etagen hoch – eine rostige Häuserzeile aus Stahlblech und losem Lack. Noch war kein Betrieb. Außer dem Säuseln des Windes in den Containerschluchten hörte man kaum etwas.

Mit einem Mal stellten sich ihr am ganzen Körper die Haare auf. Jacky blieb stehen. Energetisches Knistern und Summen durchbrach die Stille. Das Brückengerüst vibrierte, als wollte es abheben.

Was zum Henker?

Dann sauste ein Kugelblitz am Himmel entlang. Jacky riss den Kopf herum und verfolgte seinen Weg. Der grelle Lichtfleck steuerte genau auf die Häuser der Bahnstraße jenseits der Unterführung zu. Sie wusste nicht, warum, aber sie war sich sicher, das Ding würde genau in ihr Haus einschlagen. Ihr passierte immer die dümmste Scheiße. Sonderangebote hin oder her, Jacky machte kehrt und rannte über die Brücke zurück – und durch den Kadavertunnel.

Der Dachstuhl qualmte. Es war tatsächlich ihr Haus. Nummer 63. Sie stürmte durch die Tür und hetzte die Treppen hoch, bis ganz nach oben. Ihre Wohnung lag direkt unter dem Dachboden. Alles war dunkel und voller Nebel, der Strom schien ausgefallen.

Ihre Wohnungstür stand offen. Sie rieb sich die Augen. Träumte sie? Sie hätte fliehen müssen. Das war genau der richtige Zeitpunkt, um sich auf und davon zu machen, alles stehen und liegen zu lassen. Aber trotz allem drängte sie etwas, nachzusehen.

Was war mit Jens?

Ohne weiter zu zögern, schlich sie hinein. Aus dem Schlafzimmer hörte sie Gurgeln und Grunzen. Die Tür war halb geöffnet. Jackys Körper wurde steif. Vor dem Bett stand mit dem Rücken zu ihr ein schuppiges, hünenhaftes Biest mit langen Klauen. Dahinter lag Jens. Es hatte ihn aufgeschlitzt, seinen ganzen fetten Wanst. Die Augen quollen heraus.

Jacky schrie nicht, sie weinte nicht. Der groteske Anblick bereitete ihr auf eine merkwürdige Art sogar ein wenig Befriedigung. Dann traf sie die Erkenntnis, dass ihr womöglich das Gleiche drohte, sobald sich das Ungetüm umdrehte. Sie stolperte rückwärts ins Wohnzimmer und stürzte über den Couchtisch. Im Fallen räumte sie Dutzende Bierflaschen und übervolle Aschenbecher ab.

Das Ungetüm drehte ruckartig den Kopf herum und riss die restlichen Eingeweide aus Jens' Bierbauch, Blut und andere Flüssigkeiten flossen heraus. Dann kam es ihr nach. Das Monstrum gab ein nasales „Griggelgriggel“ von sich und wedelte mit einem überlangen Saugrüssel in Jackys Richtung. Es warf die Gedärme zur Seite und machte einen Satz auf sie zu.

Jacky versuchte, sich zur Seite zu rollen, aber sie war zwischen Bierkästen und Couch eingeklemmt. Das schuppige Biest begrub sie unter sich. Das Letzte, was sie wahrnahm, war ein ätzender Gestank – übler, als jener in der Unterführung jemals gewesen war. Dann senkte sich alles in Schwärze.

Stahlgraues Licht sickerte durch die Gitter des Kellerfensters und quälte sich durch die dichten Spinnweben, die es rundherum einrahmten. Die Hälfte seiner kläglichen Leuchtkraft blieb darin hängen. Die letzten Strahlen ließen die Umrisse von durchgebogenen Blechregalen erkennen, die sich bis unter die Decke des gut drei Meter hohen Raums erstreckten. Darin stapelten sich Elektronikschrott, Plastikkanister, Blumenkübel, Umzugskartons, vergilbte Zeitschriften und allerhand anderer Kram, den man einst hier herunter verbannt hatte. Hinter den Regalreihen brannte eine Funzel. Sie schuf eine rot-orangene Insel auf dem vom Chaos überfluteten Werkstatttisch. Die Wand dahinter war zugleleistert mit Zeitungsausschnitten, Fotos und vor allem Titelseiten alter Comic-Hefte.

Henry steckte den Lötkolben in die Halterung der zugehörigen Station und pustete den Dampf des Lötfetts weg. Er begutachtete sein Werk.

„Warum musst du ausgerechnet jetzt den Geist aufgeben? Gerade als zum ersten Mal ein klares Signal reinkommt!“, tadelte er den schuhkartongroßen Apparat vor sich. ALIEN DETEKTOR stand in Großbuchstaben auf der Vorderseite des Gehäuses. Den Deckel hatte Henry abgenommen, um an den elektrischen Eingeweiden herumbasteln zu können. Unschlüssig warf er einen Blick auf den mehrfach kopierten und in Teilen fast unleserlichen Schaltplan im Din-A3-Format. Er schüttelte den Kopf. Er war sich im Grunde recht sicher, dass er den Detektor richtig zusammengebaut hatte. Aber bei der Qualität der Anleitung konnte man ein gewisses Restrisiko nicht ausschließen.

Rauschen und Gluckern sausten über Henrys Kopf hinweg. Er sah hoch zu den Abwasserrohren, die offen an der Decke verliefen, genau über seinem Arbeitsplatz. Er konnte sich einfach nicht an dieses Geräusch gewöhnen,

das jedes Mal seine Gedanken unterbrach, wenn oben jemand spülte.

Henry schüttelte den Gedanken an das Abwassersystem ab und kramte weiter in einer Kiste mit den elektronischen Bauteilen. Irgendwo musste eine Ersatzspule liegen. Die Letzte war eindeutig durchgebrannt. Vermutlich, weil der Detektor überlastet wurde. Und das hieße, die Aliens wären ganz in der Nähe. Henry genoss den Gedanken. Wenn das stimmte, wäre der Moment, auf den er so lange gewartet hatte, gekommen.

Oder das Gerät war einfach nur Schrott, wie seine Frau immer sagte. Doch die hielt ohnehin alles, was er baute, für Schrott. Er weigerte sich, das zu akzeptieren. Der Detektor hatte funktioniert, wenn auch nur kurz. Henry zog die Lampe näher heran und wühlte weiter in der Kiste, bis er eine passende Spule zwischen die Finger bekam.

Mit einem Quicken öffnete sich die dicke Stahltür, die am anderen Ende des Kellers oberhalb einer rostigen Metalltreppe in die Betonwand eingebaut war.

„Papa?“, fragte eine Jungenstimme. „Bist du wieder im Loch?“

Die Bezeichnung musste er von seiner Mutter haben. „Ich bin hier unten, Jonas“, rief Henry zurück und nahm den Lötkolben erneut aus der Halterung.

„Wir wollten doch in den Zoo. Heute ist Familientag!“ „Noch fünf Minuten, dann hab ich den Detektor repariert.“

„Jetzt lass den Monster-Quatsch und zieh dich gefälligst um!“, rief eine ungehaltene Frauenstimme in den Keller. „Du siehst bestimmt wieder aus wie der letzte Heuler.“ Anke hatte diesen fürchterlich ungeduldigen Ton angeschlagen.

Henry sah an sich hinunter. Was sollte an seinem

Outfit nicht stimmen? Zugegeben, der Aufdruck des Ghostbusters-Shirts war etwas rissig und ausgebleicht, aber Löcher hatte es keine. Daran gab es rein gar nichts auszusetzen. Jogginghose und Filzpantoffeln könnte er ja ausziehen.

Henry gab sich Mühe, seinem Namensfluch zu entkommen, auch mit Hilfe der Kleidung. Eigentlich hieß er Heinrich, wie schon sein Vater. Aber er fand, dass Heinrich nach altem Mann klang, nach Bismarck-Ära und Pickelhaube. Heinrich Roesler, das hatte nichts, das klang nach Eigenheim und Rasensprenger. Henry wirkte da viel moderner, aufregender. Und er war er gerade einmal 39, da konnte man ruhig in einem bunt bedruckten T-Shirt herumlaufen.

Seine Frau war in diesem Punkt anderer Ansicht. Er sollte beim Ausflug mehr nach einem anständigen Familienvater aussehen als nach einem erfolglosen Alienforscher, der im Keller seiner Reinigung obskure Apparate zusammenbaute.

Henry setzte die neue Spule ein und lötete sie an beiden Enden fest. Dann schloss er den integrierten Blei-Akku an und setzte den Deckel auf. Die Lichter des Detektors gingen an. Die Nadeln der Messinstrumente schwangen wie Pendel hin und her, bevor sie sich in der Nullposition einpegelten. Der Detektor lief wieder und war kalibriert.

Henry würde ihn im Kofferraum verstauen, so dass Anke nichts zu meckern hatte. Darauf musste er Rücksicht nehmen. Es war Montag und laut ihrer Vereinbarung blieb die Reinigung da geschlossen, damit sie etwas zusammen unternehmen konnten. Aber Henry war gleichermaßen überzeugt: Wenn sich wirklich ein Außerirdischer in der Stadt aufhalten sollte, dann müsse man einen entsprechenden Detektor griffbereit haben, Familiennachmittag hin oder her. Auf eine solche

Gelegenheit wartete er schon Jahre. Henry legte eine Wolldecke über den Apparat, klemmte ihn sich unter den Arm und stieg damit die Treppe hoch.

„Ich geh mich umziehen, bin in fünf Minuten fertig!“, rief er nach oben.

Niemand hörte ihn, Anke und Jonas standen schon am Auto und genossen die schüchterne Wärme des letzten schönen Tages im Herbst. Der Morgen war kalt und klamm gewesen, aber nun hellte sich der Himmel zunehmend auf. Es war perfektes Zoo-Wetter, nicht zu heiß, kein Regen in Sicht.

Kommissar Bernhard Hausmann starrte auf den gelben Notizzettel auf der Akte, die vor ihm auf dem Schreibtisch lag. Er mochte sie nicht öffnen. Immer, wenn die Kollegen keinen Ansatz fanden oder keine Lust hatten, sich einem Fall zu widmen, schickte man solche Akten zu ihm.

„Das ist was für unseren Bernhardiner“, hatte die Assistentin des Chefs in zuckersüßem Tonfall geträllert. Bernhard war sich nicht sicher, ob sie ihn damit aufziehen oder ihre Sympathie ausdrücken wollte.

„Fettsack aufgeschlitzt und ausgeweidet, Freundin flüchtig!“, stand auf dem Notizzettel, den sie darauf geklebt hatte. Er verspürte keinen besonderen Drang, den Deckel des Ordners aufzuschlagen. Was lebten nur für Irre in dieser Stadt? Dann schlug er ihn doch auf, denn Pflicht ist Pflicht.

„Pfuah“, pustete er heraus, als ihm die Tatortfotos entgegensprangen. Auf einem Bett lag ein offenbar bis vor Kurzem stark übergewichtiger Mann. Sein Körper hatte mit der Zeit eine tiefe Kuhle in die Matratze gedrückt. Nun versank er fast darin. Das, was von ihm übrig war, schwamm in einer rotbraunen Lache in der Liegekuhle. Die Bauchdecke des Mannes war aufgeklappt und die Haut hing rechts und links in Fetzen schlaff herunter,

teilweise fast einen Meter weit. Auch das Gesicht und die stämmigen Beine des Mannes wirkten wie eingefallen, nein, ausgezehrt. So als hätte jemand eine Fettabsaugung an dem Mann durchgeführt und dann mitten im Vorgang einen epileptischen Anfall bekommen. Hausmann sah an sich herunter und betastete sein Bäuchlein. Er müsste auch dringend abnehmen. Aber so wollte er nicht enden. Das konnte kaum die flüchtige Freundin des Opfers getan haben. Sie war wegen diverser Ladendiebstähle polizeibekannt. Aber laut Akte war sie nur 1,58 groß und wog gerade mal 45 Kilo. Er notierte sich die Adresse des Tatorts: Bahnhofstraße 63. Sein Pflichtgefühl verlangte, dass er sich das selbst ansah.

Der Qualm über dem fünfstöckigen Wohnhaus war längst verflogen. Hausmann stand auf dem Dachboden und konnte direkt hinaus auf das Bahngelände blicken. Es sah trotz einiger Sonnenstrahlen trostlos und marode aus – wie immer.

Irgendetwas hatte hier oben ein kreisrundes Loch ins Dach geschmolzen, sauber wie mit einem Laser. Innen an den Kanten war eine grau-braune Masse herunter getropft und hatte sich in die Dielen des Holzbodens gebrannt. Kommissar Hausmann stocherte mit einem Kugelschreiber in einer der Mulden herum. Die Oberfläche sah kristallin aus, wie brauner Zucker. Ihm war rätselhaft, was diesen Effekt ausgelöst haben konnte. Er war kein Wissenschaftler und vermochte aus dem Loch und den Mulden keine großen Rückschlüsse zu ziehen. Und was immer sich hier ins Dach gefressen hatte, war längst verschwunden.

Der Kommissar stieg hinunter in die Wohnung des Opfers. Die Beamten, die zuerst am Tatort eingetroffen waren, hatten vermerkt, dass sich keine konkreten Anhaltspunkte ergeben hätten. Aber selbst wenn das

stimmte, was bei den Kollegen selten vorkam, so hoffte Hausmann dennoch, ein Gefühl für den Fall zu bekommen.

Es schien alles so, wie es in der Akte stand: Der Mann war im Bett ermordet worden, was eine ziemliche Sauerei hinterlassen hatte. Den Leichnam hatte man in die Pathologie gebracht und die rote Lache vom Foto war mittlerweile in die Matratze diffundiert. Aber ansonsten sah es genauso wild aus wie auf den Bildern. Das passte zum Rest der Wohnung, die zum größten Teil verwahrlost und zugemüllt war. Über allem lag der Geruch von ranziger Butter wie eine schwere Bettdecke. Welchen Anteil der Angreifer an dem Chaos hatte, und was zu den normalen Lebensumständen der Bewohner gehörte, war schwer zu sagen. Vermutlich ging das meiste auf das Konto der Letzteren. Es kribbelte Hausmann in den Fingerkuppen bei dem Gedanken, hier irgendetwas anfassen zu müssen. Dass jemand so leben konnte, war Hausmann unverständlich. Seine ewige Junggesellenbude sah auch nicht aus wie im Katalog, aber immerhin war sie halbwegs sauber und stank nicht nach jahrzehntelanger Nikotin- und Alkoholsucht. Beides hatte er trotz der vielen Jahre im Polizeidienst vermeiden können.

Hausmanns Handy klingelte. „Una paloma blanca, I’m just a bird in the sky“, quakte es aus seiner Tasche. Der 70er-Jahre-Schlager passte in etwa so gut zu der Szenerie wie Zuckerguss zu Blutwurst. Er würgte das Gedudel ab und ging ran. „Hausmann!“

Am anderen Ende quasselte es ohne Punkt und Komma.

„Bitte, was ist im Zoo?“, fragte Hausmann beim Anrufer nach. „Das ist doch nicht Ihr Ernst!“ Hausmann legte auf und schüttelte den Kopf. Seine Stelle als sogenannter Sonderermittler war ein schlechter Witz. Bis heute Morgen dachte er noch, die angeblich tollwütigen

Schwäne vor zwei Wochen wären der Gipfel der Zumutung gewesen, aber nun das hier! Ihm dämmerte, dass der neue Chef ihn einfach aus dem Revier raushaben wollte. Bis zur Pensionierung wären es aber noch ein paar Jährchen. Zum ersten Mal glaubte er, dass es wohl doch eine gute Idee gewesen wäre, vor 30 Jahren die Sauerkrautfabrik seines Vaters zu übernehmen. „Wieder mal eine tolle Montagsschicht“, brummte er und zog hinter sich die Wohnungstür zu.